

## Predigt zur Investitur am 13.12.2009

Liebe Fest-Gemeinde,

viele Gesichter sind heute zu sehen. Und die Mischung dieser Gesichter – aus Familie, Schülerarbeit, Wissenschaft, Jugendarbeit – ist für mich selbst etwas ganz besonderes an diesem Tag. Vielleicht haben Sie, habt ihr beim Hereinkommen auch die kleinen Gesichter gesehen, die auf dem Plakat zusammengestellt sind. Solange man direkt davor steht, sieht man zunächst einmal einzelne Menschen: Jugendliche in ganz unterschiedlichen Klamotten, in verschiedenen Situationen. Es handelt sich, soviel sei verraten, durchweg um Konfirmanden. Aber da Konfirmanden ja immer auch Schüler sind, passen die Porträts glücklicherweise sowohl zu meinem bisherigen als auch zu meinem jetzigen Arbeitsfeld.

Nach Kirche sahen diese Jugendlichen vielleicht nicht unbedingt aus so auf den ersten Blick. Um zu entdecken, dass und wie gerade junge Menschen Kirche sind, bedarf es manchmal eines Perspektivenwechsels. Diesen Perspektivenwechsel ermöglichen uns jetzt Silke und Frieder, die das Plakat hier nach vorne stellen.

- Stellwand wird nach vorne getragen –



Aus dem Abstand heraus wird deutlich: Diese vielen kleinen Leute gemeinsam ergeben ein ganz anderes Bild. Wie in einem Mosaik fügen sie sich zusammen und malen uns die Kirche vor Augen. „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“, dieser Satz aus der Gestaltpsychologie gilt auch für die Kirche.

Wie aber wird aus ganz unterschiedlichen Christenmenschen die Kirche? In der Schülerinnen- und Schülerarbeit, im ejw, in der Württembergischen Landeskirche, aber dann auch (und das ist ja tatsächlich noch größer!) im Reich Gottes? Welche Rolle haben wir dabei?

Gäste? Reißschmecke? Leiharbeiter?

Der Epheserbrief gibt darauf eine eindrucksvolle Antwort:

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge,  
sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Denn ihr seid ja in den Bau eingefügt,  
dessen Fundament die Apostel und Propheten bilden –  
und der Schlussstein in diesem Bau ist Jesus Christus.

Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten, durch ihn, den Herrn, wächst er auf zu einem heiligen Tempel.

(Eph 2,19-21; eigene Übersetzung)

Nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern: Gottes Hausgenossen! Bausteine in dem, was Gott heilig ist! Die Kraft dieser Aussage lässt sich erst dann recht ermessen, wenn man sich verdeutlicht, in welche Situation hinein sie damals geschrieben war: Da ging es um die Zusammengehörigkeit zweier eigentlich grundverschiedener Gruppierungen: Die Judenchristen, gekennzeichnet durch eine Ausrichtung am Gesetz und insbesondere der Beschneidung, und die Heidenchristen, die aus ganz anderen Traditionen stammend ebenfalls an Jesus Christus glaubten. Du liebe Zeit – das muss ein Fusionsprozess gewesen sein!

Der Schreiber des Epheserbriefs malt die Situation in einem Bild vor Augen: Da ist ein Bau, weitaus bedeutender als jeder einzelne Baustein. Zu dem gehört ihr dazu, in ihn seid ihr eingefügt, zu ihm fügt ihr euch zusammen. Ein solcher Bau braucht, damit es ihn nicht umbläst, zunächst ein solides Fundament. Nicht zufällig sprechen wir in einem solchen Investiturgottesdienst gemeinsam das Glaubensbekenntnis und verpflichten Amtsträger wie mich auf Bibel und Bekenntnisse. Fundamente machen standfest, aber gerade nicht fundamentalistisch. Denn wer einen eigenen Stand gefunden hat, der kann ohne Furcht auch Menschen mit anderen Standpunkten begegnen. Der wird die Freiheit der Andersdenkenden verteidigen und – um es konkret zu machen – auch in einem christlich geprägten Land Minarette nicht verbieten wollen. Fundamente machen gelassen, Fundamentalismus dagegen ist ein Ausdruck mangelnden Vertrauens in die eigenen Fundamente.

Doch auch mit gutem Fundament kann das Bauwerk ins Wanken geraten. Man kann sich das vorstellen wie zwei Hälften eines Chorbogens in einer Kirche. Je für sich wären sie eine furchtbar kippelige, einsturzgefährdete Angelegenheit. Zusammen jedoch ergeben sie eine stabile Konstruktion, die große Lasten aushält. Entscheidend dafür ist der Schlussstein, das verbindende Glied zwischen beiden Hälften. „Der Schlussstein in dem Bau ist Jesus Christus. Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten, durch ihn, den Herrn, wächst er auf zu einem heiligen Tempel“, heißt es im Epheserbrief. Jesus Christus hält zusammen, was von verschiedenen Seiten her kommt. Er war Brückenbauer zwischen verschiedenen Kulturen – schon zu seinen Lebzeiten. Einer, der mit den Gelehrten im Tempel diskutiert, aber auch die Ausgestoßenen wahrnimmt. Ein König und ein zum Tode Verurteilter. Ein Schlussstein eben, den die Bauleute verworfen haben.

Wenn wir das ernst nehmen für unsere Konfliktfelder, dann liegt in der Ausrichtung an diesem Jesus Christus der Schlüssel für ein versöhntes Miteinander unterschiedlicher Traditionen in unserer Kirche. Das setzt aber voraus, dass wir ihn auch in seiner Sperrigkeit wahrnehmen, mit den Ecken und Kanten, die sich nicht glatt in unser eigenes theologisches Denken einfügen.

Fundament und Schlussstein – diese zwei Fixpunkte benennt unser Predigttext für ein gelingendes Bauwerk. Was aber ist unsere Rolle, die wir ja Bausteine in diesem Gebäude sein sollen?

Hier hilft mir das Mosaikbild und sein Konstruktionsprinzip: Wenn man ein solches Mosaik-Bild wie diese Kirche erstellt (und – keine Sorge – ich habe das nicht von Hand gepuzzelt, sondern habe ein nettes Computerprogramm, das mir die Arbeit abgenommen hat), dann geschieht das in zwei Schritten:

Zum einen braucht man ein „Master Image“, das „Meisterwerk“, hier also das Foto von der Kirche. Ohne eine Vorstellung, was am Ende draus werden soll, wird man erfolglos basteln – „Arbeiten mit Zielen“ nennt man das im ejw heutzutage. Aber mit dem Master Image alleine ist es nicht getan. Benötigt werden dann möglichst unterschiedliche Einzelbilder. Ohne Konfirmanden mit roten Pullis hätte kein rotes Kirchendach entstehen können. Jede einzelne Farbe wird benötigt. Da gibt es keine schlechten und guten Farben, sondern jede ist unverzichtbarer Teil des Ganzen – wenn sie ihren Platz einnimmt. Wie reich ist eine Gemeinschaft, die dieses Prinzip verinnerlicht hat: Jeder gehört mit seiner ganz speziellen Färbung dazu. Daraus entsteht zunächst ein großes und gesundes Selbstbewusstsein: Jawohl, ich werde gebraucht. Es ist gut, dass ich hier bin. Ich kann hier was einbringen, und zwar ohne mich zu verbiegen oder meine Eigenheiten zu übertünchen. Ohne mich würde hier ein wichtiger Farbtupfer fehlen.

Und zugleich entsteht eine große und gesunde Demut: Ich bin lediglich ein Mosaiksteinchen des Ganzen. Wie nötig brauche ich die anderen, wie gut tut mir deren Ergänzung und Unterstützung.

Beides übrigens empfinde ich hier unter den Kollegen im Haus seit meinem Dienstantritt in wohlthuender Weise: Ich darf sein, der ich bin und werde darin wert geschätzt. Und zugleich staune ich über die Vielfalt der Kollegen im Haus, die von der Hauswirtschaft bis zur Öffentlichkeitsarbeit ihren Beitrag zum Gelingen leisten.

Ja, die Buntheit darf wohl als ein Konstruktionsprinzip im Reich Gottes verstanden werden und sie zu stärken gehört gerade für uns in der Jugendarbeit zu den wichtigen Grundaufgaben. Das beginnt beim einzelnen Jugendlichen, der gerade in der Phase der Identitätssuche allzu leicht mit dem konform geht, was „man“ eben gerade so anzieht, tut oder hört. Und geht weiter bei Formen von Jugendarbeit, bei Weisen der Begegnung mit dem Glauben und Gott, bei Lebensstilen, Musikkulturen usw. Wir wollen Anwälte der Buntheit bleiben. Denn die Alternative ist nicht nur langweilig, sondern sogar gefährlich. Wenn unsere Kinder zuhause mit Wasserfarben malen, dann kennen sie den Effekt: Alle Farben mit viel Wasser zusammen rühren gibt im Ergebnis: braune Soße! Mit einer solchen Einheitsbrühe entsteht kein fröhliches Bild, da fehlen die Kontraste, die Nuancen, die unser Mosaikbild ja gerade kennzeichnen. Und wir Deutschen haben ja leidvolle geschichtliche Erfahrung mit solcher brauner Soße gemacht, die auf Gleichschaltung und damit auf die Entfärbung einzelner gesellschaftlicher Gruppen setzte. Gott mag es bunt und lässt aus unserer Buntheit etwas Ganzes werden.

Liebe bunte Fest-Gemeinde,  
drei Konkretionen möchte ich noch anschließen:

1) Die erste betrifft unsere Schülerinnen- und Schülerarbeit. In den letzten Jahren hat sie einen mühevollen und kräfteaubenden Weg des Zusammenwachsens zweier unterschiedlicher Traditionen, der ehemaligen Schülerarbeit im ejw und der ehemaligen LakiSa, hinter sich. Und die Nachwehen dieser Integration prägten meine bisherige Dienstzeit wie nichts anderes. Das Bild vom Mosaik kann uns helfen, die Zielperspektive dieses Zusammenwachsens deutlicher zu begreifen: Beide Arten von Schülerarbeit bringen eine wichtige Farbe ins Gesamtbild. Das Gesamt-Bauwerk kann von neuen Farbtupfern nicht unberührt bleiben, also: Das ejw bekommt ein verändertes, um wichtige Aspekte bereichertes Gesicht durch die Impulse aus beiden Traditionen. Einen Abend zum Klimawandel, wie er am Freitag stattfinden wird, hätte es in einem ejw ohne die Experimentellen Bildungsräume wohl nicht gegeben. Zugleich kann eine neue Farbe nur dann recht erstrahlen, wenn sie ihren Platz im Gebäude einnimmt, das Gesamt-Gebäude also mittragen will und sich als Teil von ihm fühlt.

Noch immer halte ich die Buntheit, die unsere Schülerarbeit ausmacht, nicht in erster Linie für ein Konfliktpotenzial, sondern für einen Reichtum. Und ich hoffe, dass wir so miteinander umgehen, wie es sich für Einzelteile eines Bauwerks gebührt: Dass nämlich jeder seine Farbe einbringt und dafür auch den nötigen Freiraum erhält. Und dass zugleich die anderen Farben wertgeschätzt werden, nicht obwohl, sondern gerade weil sie anders funkeln als die eigene. Bei aller Unterschiedlichkeit darf aber keinesfalls das „Master Image“ aus dem Blick geraten: Das Reich Gottes ist die Perspektive, in der sich all unser unterschiedliches Tun einordnet. Das Arbeitsfeld einer evangelischen Jugendarbeit für Schülerinnen und Schüler ist zu wichtig, als dass wir uns allzu sehr mit uns selbst beschäftigen dürften.

2) Eine zweite Konkretion richtet den Blick etwas über unseren üblichen Jugendarbeits-Horizont hinaus. Denn das typische Bild, das unsere Jugendarbeit prägt, erscheint mir manchmal etwas farbstichig. Das Spektrum der möglichen Farben wird oft nur ansatzweise in seiner vollen Pracht ausgeschöpft. Die kürzlich veröffentlichte Sinus-Milieu-Studie führt eindrücklich vor Augen, dass bestimmte Milieus in der kirchlichen Jugendarbeit kaum vorkommen. Damit das Bild voll und rund wird, müssen wir besondere Anstrengungen unternehmen, diejenigen Jugendlichen anzusprechen, die in unserer Farbpalette bislang zu wenig präsent sind. Was wir brauchen, ist eine echte „Lust auf andere“. Das kann nicht bedeuten, andere in unser Schema zu pressen, sondern wirklich offen zu sein für Menschen mit anderen Prägungen und neuen Sichtweisen. Erhard Eppler, ein Politiker, den ich sehr schätze, schreibt in einem seiner Bücher sinngemäß: „Wenn alle in der SPD so wären wie ich – dann wäre ich schon längst aus ihr ausgetreten“ – das wäre entschieden zu monoton. Diese Einstellung stünde auch uns gut zu Gesicht: Lust auf andere setzt die Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Perspektive und Kultur voraus. Nicht zuletzt bedeutet Lust auf andere, auch gerade die Farben ins Licht zu setzen, die von Hause aus nicht die große Strahlkraft mitbringen – und die doch dem Bauherrn ganz besonders wichtig sind. Wenn wir heute das Opfer für die Gefängnisseelsorge erbitten, dann geht es dabei genau um eine solche Arbeit, die in Kirche und Gesellschaft nur wenig Lobby hat – und doch bitter nötig ist.

3) Schließlich möchte ich in einer dritten Konkretion unser Bild von den Mosaiksteinchen auch über den kirchlichen Horizont hinaus als eine Leitidee für unsere Gesellschaft insgesamt verstehen. Das Miteinander verschiedener Einzelfarben ist in Deutschland auch das Konstruktionsprinzip des Staates. Nicht der Staat erhebt den Anspruch auf kulturelle Hoheit, sondern ermöglicht mit dem Prinzip von Subsidiarität und der Unterstützung eines starken Vereinswesens die Selbstorganisation ganz unterschiedlicher Gruppierungen. Ganz bewusst haben die Väter unseres Grundgesetzes solche „Kraftzentren“ außerhalb des Staates stark gemacht, um eine plural verfasste Zivilgesellschaft zu ermöglichen. Ein solcher Staat wird selbstverständlich nicht einer bestimmten Religion den Vorrang geben. Aber das Gemeinwesen lebt davon, dass einzelne Weltanschauungsgemeinschaften ihre Farbe bewusst ins Spiel bringen. Das ist der Grund, warum der konfessionelle Religionsunterricht in Deutschland sogar Verfassungsrang bekam – was selbstverständlich für muslimischen Religionsunterricht genauso gilt wie für evangelischen oder katholischen. In der Logik dieser staatlich gewollten, profilierten Buntheit liegt es auch, wenn die kirchliche Jugendarbeit im Gemeinwesen eine starke Rolle spielt und sich als Orientierungsangebot für junge Menschen versteht.

Ich halte dieses Staatsverständnis für eine außerordentlich gelungene Konstruktion, die wir nicht geringerschätzen dürfen und die es zu verteidigen gilt. Zu wenig im Blick ist das derzeit bei manchen Entwicklungen im Bereich der Ganztagschule. So notwendig und gut die Ganztagschule in manchen Hinsichten auch ist: Als Begleiterscheinung wird die frei organisierte Jugendarbeit vielerorts an den Rand gedrängt oder soll sich in den Ganztagschulbetrieb integrieren – dann aber häufig nach den Regeln und mit Inhalten, die dort staatlicherseits vorgegeben werden, beispielsweise unter der Maßgabe, sich mit konfessionellen Inhalten zurückzuhalten. Wenn wir als evangelische Jugendarbeit

Ganztagsschule mitgestalten, sollten wir das aber nicht unter Preisgabe unseres Profils tun. Der Staat hat nicht die Rolle des Malers, der den gesamten Bildungsbereich zu konzipieren hätte. Vielmehr muss er für Buntheit sorgen und Gelingensbedingungen dafür bereit stellen. Wir werden unsere Farbe hier weiter fröhlich und selbstbewusst einbringen.

Bausteine in Gottes Bau – das können und sollen wir sein. Für alle Felder, in die wir uns als Kirche einbringen, wünsche ich uns diese Buntheit, ein gutes Fundament und die Vision eines „Master Image“. Damit eine Steinmauer gut zusammenhält, braucht es manchmal Mörtel. Solcher Mörtel in unserem Zusammensein ist das Vertrauen: Vertrauen untereinander, und Vertrauen auf Gott. Amen.

Von diesem Vertrauen, gerade bei neuen Wegen, singen wir jetzt gemeinsam:

Lied: Vertraut den neuen Wegen

---

*Urheber- und Bezugshinweis zum „Kirchenmosaikbild“:*

Mosaik: Wolfgang Ilg nach einem Foto von Jiri Bohdal

Das Plakat kann beim Calwer Verlag bestellt werden (10 Stück 4,90 Euro): ISBN 978-3-7668-4054-7